

Drei Menschen schreiben Briefe

Es gibt einige alltägliche Dinge, die trotz ihrer Alltäglichkeit zu den wundervollsten Erfindungen des menschlichen Geistes oder vielmehr der menschlichen Seele gehören; denn nur Seelen konnten sie erfinden. Zu diesen wunderbaren Alltagsdingen gehören die Glocken, die Kerzen und die Briefe. Die Glocken, aber nicht die in einem Glockenspiel mißhandelten, sondern nur die freischwingenden, die ganz individuell, ganz charaktervoll, ganz frei nach innerstem Gesetz tönenden Glocken. Und dann die Kerzen, die eine Flamme tragen, eine still andächtige oder auch in leisem Gebet bebende Flamme. Und der oberste Teil der Kerze ist durchleuchtet von der immer näher kommenden, zehrenden Flamme; die Kerze wird schon im voraus von ihrem kommenden Opfertod durchleuchtet und verklärt.

Und gar die Briefe! Der Mensch konnte kaum etwas Wundersameres erfinden. Briefe sind etwas ganz anderes als irgend eine Ausübung der Schreib- und Lesekunst, sie sind auch etwas anderes als Literatur oder Dichtung, sie sind in gewissem Sinne sogar mehr als die mündliche Unterhaltung zwischen zwei Menschen; ein solcher mündlicher Verkehr hat zwar den Vorzug größter Nähe, während die Briefe immer erst die Spannung von Raum und Zeit überwinden müssen. Aber gerade diese Spannung gibt ihnen die köstliche Würze, gibt ihnen ihr genießerisches Aroma. Man ist beim Schreiben wie beim Lesen eigentlich allein, man schreibt zunächst wie in eine große Leere hinein, die Worte und Sätze fallen noch lange nicht in das Herz des andern Menschen, und doch fühlt man schon, wie sie auf ihn zustreben, wie sie in einem großen, hochgeschwungenen Bogen ihm entgegenlaufen. Sie werden ihn nach geraumer Zeit erreichen, so wie sie jetzt aus der Seele des Schreibenden strömen. Beim Lesen aber ist dieser andere Mensch auch wieder allein, vielleicht ist der Brieffschreiber unterdessen schon gestorben und begraben, jedenfalls ist er schon in andern Gedanken, hat irgend eine Beschäftigung aufgenommen. Und doch, während ich seinen Brief lese, ist er bei mir; über die ganze Zeitspanne, die der Brief gebraucht hat, um zu mir zu kommen, ist dieser schreibende Mensch bei mir. Es ist seine Gegenwart gleichsam aus einer punktuellen des einzelnen Moments zu einer andauernden, ausgedehnten geworden, und diese ausgedehnte Gegenwart kann ich auf einmal genießen.

Natürlich spreche ich da von wirklichen Briefen, nicht von geschäftlichen Schreiben, nicht von Geburts- und Verlobungsanzeigen, nicht von Literaturbriefen, die eigentlich nur geschriebene Selbstgespräche oder auch geschriebene Reden sind, sondern eben von Briefen. Briefe sind Dokumente von zwei Seelen, sind beschriebene Papierblätter, die eine Seele zur andern tragen. Gerade in diesem Tragen, in diesem Hingehen von einer Seele zur andern in eine Ferne hinaus und doch in eine wunderbare Nähe, darin liegt ihr Reiz. Briefe gehen eigentlich immer nur zwei Menschen etwas an; man kann nicht einen richtigen Brief an eine ganze Anzahl von Menschen schreiben, an eine Gesellschaft, sondern immer nur an einen; und am besten ist es, wenn dieser eine auch der einzige Mensch ist. Briefe gehen eigentlich die übrigen Menschen, für die sie nicht geschrieben waren, gar nichts an; und doch, ihr Reiz, ihr menschlicher

Wert, ihr seelischer Duft ist so köstlich, daß auch andere Menschen, wenn sie nur menschlich fühlen, mit wunderbarer Freude dieses Aroma einzuatmen vermögen. Darum haben wir ein solches Interesse; doch nein, das ist nicht gut gesagt — nicht Interesse, sondern einen solchen Hunger, einen freilich sanften, aber doch stark fühlbaren Hunger, Briefe zu lesen. Echte Briefe. Briefe von echten Menschen. Es gibt freilich auch ein unedles, ein neugieriges, ein mißtrauisches, ein lüsterntes Interesse an fremden Briefen; wir kennen es alle und verurteilen es aufs schärfste, mit vollem Recht — bei andern; bei uns selbst nicht immer. Es gibt immer noch selbst kultivierte Menschen, die es fertig bringen, die Briefe anderer zu lesen, die der seltsamen Neugier, einer ganz besondern und eigenartigen Neugier, fremde Briefe zu lesen, nicht widerstehen können, wenn sie dazu Gelegenheit, aber kein Recht haben. Von solch unedler Brieffucht, die sogar mit einer ganz gemeinen Skandalsucht zusammenfallen kann, ist sehr zu unterscheiden das ganz edle und auserlesene Vergnügen, das wir an dem Genuß des echt Menschlichen in einem Briefe, eben an dem Genuß des Brieflichen als solchen haben können.

Am größten ist dieser Genuß naturgemäß, wenn es Briefe von bekannten, verehrten oder bewunderten Menschen sind, Menschen der Geschichte, der Weltgeschichte oder der Herzensgeschichte, Menschen der fernen oder der nahen Vergangenheit, die uns irgendwie wertvoll und groß erscheinen auch sonst in ihrem Menschentum, in ihren Werken oder in ihrer Berühmtheit, Menschen, die gleichsam in voller Öffentlichkeit vor uns stehen, bekleidet mit einem großen Amt, mit einer großen Kraft, beladen mit einer weltbewegenden Idee. Und nun durch das Fensterchen eines Briefes, eines richtigen Briefes hineinschauen zu dürfen in diesen Menschen, hinter seine prunkenden Gewänder, hinter seine Öffentlichkeit, hinter seine gewaltige Fassade, blicken zu dürfen in die stille, dämmerige Brunnenstube, wo all das Große und Weltbewegende seinen Ursprung hatte, das ist unvergleichlich reizvoll.

Es ist aber durchaus nicht immer nötig, daß es gerade ein schon bekannter oder gar berühmter Mensch sei, von dem wir gern Briefe lesen. Es vermögen selbst die Briefe irgend eines Anonymus, die Briefe des „unbekannten Soldaten“, die Briefe der ungenannten Frau, die Briefe des kleinen Mannes, die Briefe eines Kindes, uns den Briefgenuß zu vermitteln, wenn sie nur echte Briefe sind, das heißt eben Erzeugnisse jener ganz unbeschreiblichen und unglaublichen Kunst, die im Brieffschreiben sich äußert und sonst nirgends.

Nun sind in neuester Zeit gerade drei Sammlungen von wirklichen Briefen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden, und wir wollen gleich jetzt schon denen danken, die uns diese Briefe lesen lassen. Briefe von Menschen, die uns auch sonst, unabhängig von diesen Briefen, wertvoll, ja liebenswert geworden sind. Künstler- und Dichterbrieife und zugleich wirkliche Briefe, Menschenbriefe. Und an Menschen, an einen einzigen, ja zum Teil an den einzigen Menschen gerichtet. Es sind diese drei Sammlungen: Max Dauthendey: *Mich ruft Dein Bild*. Briefe an seine Frau. Von eben dieser Frau herausgegeben, und, wie es sich gehört, bei Albert Langen, München, 1930 erschienen. Sodann die Briefe, die zwischen Hugo Ball und seiner Emmy Hennings hin- und hergingen: Emmy Ball-Hennings: *Hugo Ball, sein Leben in Briefen und Gedichten*. Mit einem Vorwort von Hermann Hesse

(G. Fischer Verlag, Berlin). Und endlich die Briefe von Rainer Maria Rilke (selbstverständlich im Insel-Verlag erschienen). Von diesem großen Briefschreiber gibt es aber so viele, daß erst die Briefe aus den Jahren 1902 bis 1906 und 1906—1907 herausgegeben werden konnten. Selbst diese füllen bereits zwei hübsche Bändchen. Dabei sind es längst nicht alle, die diesen Jahren angehören; von den zahllosen Briefen, die seine Mutter noch besitzt, ist keiner veröffentlicht. Rilke war nämlich, wie seine Mutter mit zitternden Händen und weinenden Augen sagt, nicht nur ein großer Dichter und ein guter Mensch, sondern auch ein liebevoller Sohn, was ja eigentlich nicht überraschend ist; denn schließlich gehören ein großes Künstlertum und ein gutes Menschentum doch auf den Höhen irgendwie zusammen.

Die Briefe von Max Dauthendey haben mit seinem Dichterwerk kaum etwas zu tun; sie sind nur Briefe, ganz menschlich und ganz persönlich, so sehr, daß selbst die wenigen allgemeinen Überlegungen und Erkenntnisse, die in ihnen stehen, angeregt und eingegeben sind vom Persönlichen, von seiner persönlichen Beziehung. Diese Briefe handeln wirklich nur von dem Ich und von dem Du, die durch die Briefe verbunden sind. Natürlich nicht vom Ich allein: denn sonst wären sie Selbstgespräche eines Ego und wären keine Briefe; auch nicht vom Du allein, sonst wären sie Betrachtungen über irgend einen Menschen und nicht glühende und leuchtende Raketen, die in hohem Bogen von Mensch zu Mensch sich wölben. Also ganz persönlich sind die Briefe eines Mannes, der zu gleicher Zeit Dichter war und reisender und ewig geldbedürftiger und von Sorgen geschüttelter Dichter, der vor allem der „Liebste“, das heißt der „Max“, der „Maxen“, das „Herrle“, der „Maxenkerl“, das „Gögle“, das „Würzburgerle“ und „Gegenfüßler“, das „Schwägerle“, ja sogar auch der „Mann“ seiner Frau ist; und der „Mann“, das hat hier eine ebensolch tiefe und klingende Bedeutung, wie alle seine übrigen Selbstbezeichnungen. Und diese Frau erst, an die er schreibt! Für sie gibt es so viele Bezeichnungen, Koseworte, kessende Verballhornungen, daß es kein Ende nimmt. Sie ist die „Niese“ und das „Anneli“ und das „Muldele“ und „Mulschele“, das „Herz“ und das „Schmüggle“, gar das „Sonntags-Schmüggle“ und das „Muldeschüggle“, das „Herzweib“ und das „Weible“, das „Dauthendeyle“, das „Geburtstags“- und das „Hochzeitsherz“ und das „Herztierchen“, und alle diese vielen Namen noch dazu kombiniert in allen möglichen Formen. Endlich gegen Ende auch einmal die „Anna“ einfachhin; denn „ich muß einmal recht deutsch Anna sagen. Zu Weihnachten und Neujahr will ich jetzt anfangen, immer Anna zu sagen; es gefällt mir viel besser und klingt klarer und würdiger als Annie“. Es ist, als ob die tollende Liebe nach vielem Herumrennen endlich das Nächstliegende gefunden hätte. Das war am 9. November 1915. Aber am Neujahrstag ist sie schon wieder nach wie vor die „Herzanna“ und das „liebe, herzliebe Annerl“ usw. Nichts zu machen!

Das waren aber nicht bloß Brieffloskeln und Papierblumen, alle diese Koseworte; in diesem einen, vielleicht seltenen Fall waren sie die tausend Blüten einer beispiellos blühenden Liebe. So etwas gibt es wirklich: daß zwei Menschen derart ineinander leben, daß einem Menschen sein geliebtes Herz zum wirklichen Lebensinhalt wird, zur Lebensmitte, mit der alle andern Dinge in Bezug gesetzt, von der aus alle Erlebnisse gelebt, alle Erfahrungen gemacht

und gelitten werden. Nicht, als ob dieses Aufgehen in einem Menschen den Dichter eng und abgeschlossen gemacht hätte, im Gegenteil, er behält seine fliegende Phantasie, seine für alle farbigen und tönenden Welterscheinungen offenen Augen und Ohren, sein teilnehmendes Herz. Ja er bewahrt sogar eine gewisse ethische Selbstständigkeit gegenüber dem geliebten Wesen; er nimmt vor ihr und gegen sie den kaufmännischen und dieser Dichterliebe sehr abgeneigten Vater in Schutz: „Gib ihnen (Deinen Angehörigen) eher zu viel und dazu das, was Du früher zu wenig gegeben hast, und immer, wenn Du Deinen Vater küßt, dann küßt Du mich. Ehre und Liebe den Mann in ihm und Liebe auch seine flüchtigen Schwächen, die Du und ich und wir alle haben.“

Freilich ist dieses Leben und Schweben in einem andern Menschen auch in etwa ein Hindernis der Arbeit; zuweilen kann er nicht schaffen, weil er sich immerzu nach ihren Küssen sehnt. Aber im ganzen hat diese Liebe doch sein Leben unglaublich befruchtet und seine Phantasie beflügelt. Es sind allerdings zwei Lieben, die in seiner Seele wohnen: die Liebe zu seiner „goldenen Löwin“ und die Liebe zur Dichtkunst. Aber diese letztere Liebe ist doch wie eine Pflicht in ihm, um derentwillen er auf Reisen geht, um seine Phantasie zu befruchten. Die Liebe zur „Goldhaarigen“ aber ist das große Geschenk und die Gnade seines Lebens. Von den Gaben seiner Kunst weiß er schließlich keinen besseren Gebrauch zu machen, als sie der Geliebten vorzulesen, abgesehen natürlich davon, daß sie auch Geld einbringen sollen, vielleicht sogar den Nobelpreis, wie er lange Zeit etwas naiverweise hoffte, Geld, um mit seiner Mieke sorglos leben zu können.

Aus dem sorglosen Leben ist nun freilich nie etwas geworden, sondern eher eine große und erschütternde Tragik. Der Kriegsausbruch hat den Dichter auf einer ostindischen Reise überrascht. Warum konnte er auch nie zu Hause bleiben, möchte der geruhssame Bürger fragen, nachdem er doch schon einmal eine Reise um die Welt gemacht hatte und sicher gewesen war, daß er nach ihrer Vollendung dieses ganze kleine Erdklümpchen genügend werde in Besitz genommen haben? Es leidet ihn aber doch nicht zu Hause, die Kunst in ihm ruft nach stofflicher Anregung und Spelsung. So wird ihm wirklich durch den plötzlich ausbrechenden Weltkrieg die Heimkehr aus Java unmöglich gemacht. Nun hatte er schon immer unter der Trennung gelitten — wie hatte er auf seiner ersten Weltreise, ja wie hatte er selbst unter dem Fernsein eines einzigen Tages gelitten — aber jetzt diese Trennung, diese endlose, aussichtslose, zahllose Tage und Nächte sich hinschleppende Trennung! Es ist die Sehnsucht des Menschenherzens nach dem geliebten Wesen vielleicht niemals ergreifender und inniger, naturwahrer und echter geschildert worden als in diesen Briefen, an denen der Dichter Tag für Tag schreibt.

Die beiden Dichter-Gheleute hatten ja auch früher manches zu leiden gehabt: ewige Geldnot, endloses Antichambrieren vor den Gemächern der Theater- und Kunstgewaltigen. Diese Wochen, die Max Dauthendey einmal in Berlin erwartet hat, sind in einer Weise geschildert, daß man wirklich inne wird, welch ein gefoltertes Wesen ein Künstler zuweilen ist, wenn er nämlich um die äußern Lebensbedingungen und Lebensmöglichkeiten seiner Kunst ringen muß mit einer verständnislosen oder teilnahmslosen oder anderweitig übermäßig beschäftigten Umwelt. Doch was der arme Maxen-Dichter da in Berlin an

ungeduldigem Warten aufgebracht hat, das war nur ein ganz schwaches Vorspiel seines Wartens auf Java, vier lange Kriegsjahre hindurch. Und als endlich der Krieg zu Ende gehen wollte im Herbst 1918, da starb er dort in der Fremde. So also erging es ihm!

May Dauthendey gehört zu den ganz sonnigen und gütigen Naturen; fast nie kommt trotz alles Leids ein Ton der Bitterkeit oder der Hoffnungslosigkeit in seine Lieder. Und auch seine Briefe sind Lieder seiner Seele. Nur ganz selten wagt sich eine Kritik an Welt und Menschen hervor. Erst in den qualvollen Jahren auf Java hat ihn ein paar Mal die Wirklichkeit überwältigt und zu kritischen Bemerkungen über die dortigen Landsleute gereizt. Aber stets hat er sogleich diese Kritik wieder gut gemacht durch Entschuldigung und mildes Verstehen; die lange Untätigkeit und das niederdrückende Klima haben alle diese unglücklichen Verbannten nervös und reizbar gemacht.

Wie es auch um die Dichtungen Dauthendey's stehen mag — sie sind wohl kaum eine Bereicherung der Weltliteratur —, ein Künstler des Sehens und Beobachtens, ein Künstler des Verstehens und des liebevollen Genießens der Welt ist er sicher gewesen. Und ein gütiger und großzügiger Mensch. Das sehen zu dürfen, ein liebwertes Menschentum, ist die wertvolle Gabe, die uns in seinen Briefen geschenkt ist. Diese Briefe enthalten nur wenige allgemeine Überlegungen, fast keine Spur von Philosophie, selten einmal eine leise Reflexion über das eigene Wesen und — niemals einen Versuch zu irgend einer Weltverbesserung. Sie sind ganz ungeschminkte, ungezierte Äußerungen eines liebenden und sich sehnenenden Herzens, menschliche Dokumente und sonst nichts. Und doch schwebt nicht nur ein Hauch künstlerischer Schönheit über ihnen — die Schönheit des Echten und die Schönheit der Güte —, sondern auch eine große Weite und Tiefe, sie gewähren Ausblicke in eine uferlose Wirklichkeit, mehr als geistvolle Theorien das tun könnten, Ausblicke in die Wirklichkeit einer Menschenseele. Die Weite der Länder, die dieser Mensch durchfährt, ist nur wie ein Eingangstor zu den Räumen, die in seiner Seele sich beständig auf-tun. Es sind aber nicht die Räume von weltgespannten Ideen, sondern nur die Räume ihres Seins und Co-seins, ihres Liebens und Leidens, ihres Betens und ihrer Schmerzen.

Dauthendey war ein religiöser Mensch. Er sprach von Gott in rührend vertrauender Weise, er betet „ein Vaterunser ums andere“ um endliche Erlösung von der Not seiner Fremde und seines Fernseins. Aber auch das Religiöse ist nichts irgendwie Angezwungenes: nur in einigen Briefen während des Krieges kommt ein unecht pietistischer Klang zum Vorschein, etwas ungewohnt Salbungsvolles. Aber gerade das wirkt ergreifend als Zeichen, wie auch dieser freie Künstlergeist allmählich müde und schwach und ungesund zu werden vermochte. Doch wie gesagt, sind das nur sehr vereinzelte Fälle. Sonst ist seine Frömmigkeit ganz gesund. Das Beten blüht nur so aus ihm, und das rührend kindliche Vertrauen in den Tod, der zwei so liebende Herzen gewiß nicht trennen wird, ist ganz schlicht und ungezwungen, wie die Selbstverständlichkeit eines Kindervertrauens. Seine Religion ist mehr als irgend eine religiöse Reflexion, mehr als eine religiöse Lebens- und Weltanschauung, sie ist selbst Leben, und alles Leben ist unermesslich tief, ob es nun in einem kindlichen Vaterunser-beten sich äußert oder in einem Zwiegespräch mit

Vögeln und Blumen oder in unendlich zartfühlenden Scherzworten an die ferne Geliebte.

Die Geschichte der Religion oder der Philosophie, der Ästhetik oder gar der Politik und der Wirtschaftslehre wird diese Briefsammlung Dauthendens nicht aufnehmen als Fundquelle neuer Erkenntnisse, aber die Geschichte der Menschenseele, die Geschichte der seelischen Wirklichkeit wird sie nicht vergessen und verlieren können.

Dauthendey schämt sich, daß er in dem schweren Ringen seines Vaterlandes fern stehen muß, untätig im neutralen Ausland. Aber er braucht sich wahrlich nicht zu schämen, auch er gehört zu den Gefallenen unseres Volkes. Er hat das Kriegsleid vielleicht tiefer erlebt als mancher, der zwar im Schützengraben stand, aber nicht so feinnervig und gemütsstief war wie dieser ganz feine Mensch. Auch er ist mit seinem Leben, seiner Liebe und seiner Kunst ein Opfer des Krieges geworden im buchstäblichen Sinn. Wenn er in scherzhaftem Tone meint, daß er das „Eiserne Kreuz 1. Klasse für Liebe und Treue verdient habe“, dann ist das vollkommen richtig. Seine Liebe ist durch die Entfernung und Zeit nicht getrübt worden, weil sie eben echt und aufrichtig war, nicht abstrakt, sondern sehr sinnesfreudig, aber doch von vollkommen seelischer Qualität, eine wirkliche und bis in die Tiefe der Seele und der Persönlichkeit hineinreichende Hingabe an die geliebte Frau. Seine Treue war wirklich im Ernst so musterhaft, wie er sie seiner Frau mit liebenswürdigem und zartsinzigem Humor schildert: „Ich bin wie ein Mönch keusch an Körper und Seele Tag und Nacht, und ich empfinde es als gar keine Anstrengung, Dir so treu zu sein; ich bin es ohne Qual. Aber Qual ist nur der Leidenszug, der durch alle Tagesstunden geht, daß ich nicht weiß, wann ich Dich wiederhaben darf. Wüßte ich das Ende dieser großen Trennung, würde ich es ruhiger ertragen, nur die Ungewißheit ist so bitter, alles andere ist süß, auch daß ich mich um Dich Sorge und sehne, ist süß.“ Er durfte wirklich den Mund, den „seit Jahr und Tag ungeküßt“, als eine Sehenswürdigkeit bezeichnen. Wenn er so scherzend darüber schreibt, darf uns das nicht verleiten, an dem furchtbaren sittlichen Ernst zu zweifeln, der dahinter stand. Denn er gehörte zu den seltenen Menschen, die auch ihre Tugend nicht so wichtig nehmen, um darüber nicht scherzen zu können. Es kam ihm aus tiefstem Ernst, wenn er „wenigstens mit seinem Herzen der Treue dienen wollte“. Damit hat er in der Tat seinem Gott und seinem Volk und der ganzen Menschheit besser gedient, als er es durch irgend welche äußerliche Leistung oder Heldentat hätte tun können. Denn in Wirklichkeit dienen wir einander und selbst Gott nur so viel, als wir mit unserem Herzen der Treue, der Liebe und der Gerechtigkeit dienen.

Dieser liebende und reine Mensch ist nicht etwa fehlerlos und vollkommen gewesen, auch nicht im rein Menschlichen. Er hat sich aber läutern lassen, nicht so sehr durch die Liebe — das ist charakteristisch und bemerkenswert —, sondern durch das Leid. In seinem Künstlercharakter lag das Unruhige und Schwankende des Stimmungsmenschen; hingegeben an die Stimmungen des Augenblicks ließ sein junges Leben die nötige Zielsicherheit und Willensfestigkeit vermissen, vielleicht in Wirklichkeit nicht so sehr, als seine Briefe, diese unmittelbaren Kinder des Augenblicks und der Stimmung, es vermuten lassen. Aber immerhin, eine gewisse Festigung und Härtung seines Charakters tat

ihm not. Und er empfing sie in den Trübsalen der letzten Lebensjahre. Noch im Jahre 1902 brauchte er einen ganzen langen Vormittag, den er im Bett liegend zubachte, um ein Gedicht von drei Doppelzeilen zu schaffen — noch dazu ein ziemlich mittelmäßiges Geschöpf seines Geistes; aber in Java lernte er arbeiten trotz der ausdörrenden Glut und der niederdrückenden Schwüle des Klimas, trotz körperlicher Schwäche und Ermattung. Da lernte er regelmäßig und stundenlang zielbewußt schaffen. Da lernte er auch, mit sich allein zu sein. In jenen frühen Pariser Tagen „tut es seiner nervösen Unruhe gut, daß unten immer Trambahnen auf dem Boulevard Montparnasse klingeln und rasseln. Da höre ich mich selbst nicht leben, wie ich es in der Stille täte“. Ach, er wußte damals nicht, wie sehr er noch lernen sollte, sich selbst leben zu hören. Und das war für die Vertiefung seines Wesens unendlich heilsam.

* * *

Einen ganz andern, ja einen einzigartigen Charakter tragen die Briefe von Rainer Maria Rilke. In den Briefen Dauthendays und Balls ist der materielle Inhalt das Wesentliche, die sprachliche Form, gar die künstlerische Gestalt des Ausdrucks wird nicht ausdrücklich gesucht und gepflegt. Sie haben in der Tat nur so weit eine künstlerische Form, als der dichterische Inhalt ganz von selbst sich ein entsprechendes Kleid sucht und schafft. Der Inhalt aber geht nur selten auf gedankliche Erkenntnisse allgemeiner Art; fast immer erschöpft er sich in einzelnen menschlichen und persönlichen Angelegenheiten. Darum sind diese Briefe in vollkommen echtem Sinn das, was man unter Briefen versteht — menschliche und persönliche Dokumente zwischen zwei Menschen. In den Briefen Rilkes ist, so wie sie uns zugänglich gemacht wurden, das rein Persönliche und das Allerpersönlichste, zum Beispiel die Anrede und die Unterschrift weggelassen. Aber es bleibt immerhin, besonders im zweiten Bande der Sammlung noch genug des Persönlichen, um ungefähr die Rolle feststellen zu können, die es in seinem Briefverkehr wirklich gespielt hat: es tritt stark zurück gegenüber dem Inhalt an gedanklichen und allgemein gültigen Erwägungen, Betrachtungen, Erkenntnissen. Zu dieser ins Allgemeine und beinahe Philosophische reichenden Bedeutung des Inhalts kommt nun aber — und das ist das Eigenartige der Rilke-Briefe — eine bis zum äußersten gepflegte sprachliche Form. So stark ist diese künstlerische Formung, daß die Rilke-Briefe schon sehr nahe an die Grenze heranreichen würden, wo der Briefcharakter aufhört und die literarische Epistel oder gar die essayistische Abhandlung anfängt — wenn nicht das ganze kleine Kunstwerk immer noch beseelt und belebt wäre von dem persönlichen Wesen des Schreibers, wie des Empfängers. Auch die philosophischen und ästhetischen Aussagen Rilkes sind bis in ihre äußersten Verzweigungen getragen von seinem persönlichen Erlebnis, und die Aussprache dieses Erlebnisses ist in stets merklichem Grad bestimmt von der freundschaftlich nahen Persönlichkeit des Empfangs. Rilke hat wohl nie eine Erkenntnis um ihrer selbst willen erstrebt und errungen; alle wurden ihm geschenkt durch das Medium des Persönlichen.

Darum sind seine Briefe zwar von allgemein gültigem Wert, sowohl in ihrem Inhalt, wie in ihrer hohen künstlerischen Form, bleiben aber doch wirkliche Briefe, abgesehen von ein paar Ausnahmen, den von den Herausgebern gesondert veröffentlichten Brieffolgen: „An einen jungen Dichter“ und „An

eine junge Frau“. Diese entbehren so sehr des persönlichen und damit auch des brieflichen Charakters, daß sie wirklich nicht viel mehr sind als auserlesene Prosa. Sehr erlesene, sehr kultivierte, sehr künstlerische Prosa — aber keine Briefe. Darum ist es ein Mißverständnis vonseiten der Herausgeber, der Tochter und des Schwiegersohnes des Dichters, wenn sie sich beinahe entschuldigen zu müssen glauben, daß sie in den Briefen an nahestehende Menschen auch die Briefstellen aufgenommen haben, die „eine Verbindung zum Leben Rilkes, zu dem Menschen Rilke herstellen“, die „sich auf Rilkes menschliche Entwicklung beziehen“. Als ob damit nicht ebenso gut und unmittelbar der Erkenntnis der objektiven künstlerischen Persönlichkeit Rilkes gedient wäre. Gerade in Rilke kann man den Menschen und den Künstler am wenigsten trennen — glücklicherweise! Gerade bei ihm ist vielleicht „das Werk“ (im unpersönlich gedachten Sinn der Herausgeber) von geringerem Wert für die Mitwelt und Nachwelt als der Mensch, der dieses Werk geschaffen hat.

Denn dieser Mensch ist wirklich ein entzückendes Wesen, sogar in seinen Schwächen und Grenzen. Auch in seiner kindlichen Hilflosigkeit und Unbeholfenheit, die er selbst so schmerzlich empfindet, in seiner fast krankhaften Empfindlichkeit gegenüber den leisesten Störungen der Umwelt, gegenüber den feinsten Nuancen der Witterung und der Wetterumschläge, in seiner unendlichen Vorsicht gegenüber allem Neuen, was in sein Leben treten will. Ja auch in seinem Mangel an Entschlußkraft und an systematischem Arbeitenkönnen. Diese Mängel waren nicht ohne tieftragische Bedeutung. Sie hatten ihre tiefste Wurzel in einer etwas freudlosen Jugend, die er selbst einmal in wenigen, aber ergreifenden Worten andeutet: „Bei meiner Erziehung, über der kein Plan gestanden hat, und bei der Verschüchterung, in der ich aufwuchs (überall auf Gelächter und Überlegenheit stoßend und von allen in meine Ungeschicklichkeit zurückgedrückt) konnte es geschehen, daß ich viel Vorbereitendes und das meiste Technische des Lebens, das allen später mühelos ist, gar nicht zu lernen bekam; mein Gefühl ist bis an den Rand voll mit Erinnerungen an Augenblicke, da alle Leute um mich etwas konnten und wußten und ohne Hinzudenken mechanisch taten, während ich, verlegen, nichts anzufangen wußte.... So fühle ich mich als ein Knoten im Faden bei tausend Anlässen. Dann bin ich andern ein Hindernis und ein Grund zum Unwillen — aber dieselben Mängel halten mich selber auf und machen mich irre.“ Die Verschüchterung, die auf diese junge Seele gelegt wurde, hatte aber doch eine höchst wichtige Nebentwirkung; sie trug wohl wesentlich dazu bei, den köstlichen Kern des Rilkeschen Wesens zu bewahren, ja vielleicht auch zu pflegen und heranwachsen zu lassen, nämlich die große, wahrhaft ergreifende Vornehmheit und Ehrfurcht vor Dingen und Menschen. Vielleicht kommt der Zauber der Rilke-Briefe, wie der Rilke-Verse zum großen Teil von dieser überall durchscheinenden Vornehmheit. In diesem Mann war wohl nie eine eigentlich niedrige Regung, eine unedle Wallung. Nicht nur die äußere Gestalt seiner mündlichen und brieflichen Umgangsformen ist bis zum äußersten kultiviert, auch das Seelenleben ist von einer adeligen Reinheit, die vielleicht beispiellos ist. Es gibt für den psychologisch und ethisch interessierten Beobachter kaum ein fesselnderes Schauspiel, als Rilke zuzusehen, wenn er seinen Briefempfängern etwas Wohltuendes, ja etwas Schmeichelhaftes sagen will — ohne zu schmeicheln, wenn

er sich entschuldigt ob eines Vergessens oder wegen einer Säumigkeit im Beantworten eines Briefes, wenn er von Menschen, von befreundeten Menschen andeuten muß, daß sie ihm irgendwie lästig wurden oder auf die Nerven gingen, wie es die gute Ellen Key so reichlich getan hat, wenn er endlich — auch er, der unbedingt Wahrhaftige — nicht ohne jene kleinen gesellschaftlichen „Lügen“ auskommt, die zugleich ein Gebot der Höflichkeit und der Liebe sind.

So ist auch sein Verhältnis zu den Menschen, die ihm nahestehen, von einer reinen Ausgeglichenheit, die ganz leicht und mühelos im Gleichgewicht zu stehen scheint und doch nicht ohne strenge Selbstüberwachung und Selbstbeherrschung zustande kommt. Es ist warm und innig, weil es aus einer fast kindlichen Dankbarkeit kommt: „Es steht ein Sternbild lieber Menschen über mir und über allem diesen, was mich leicht und schwer macht und immer wieder schwer; das sind die Menschen, von denen ich nicht oft höre, nach denen ich nicht oft frage (so sicher bin ich ihrer), und wenn ich aufsehe, so sind sie immer auf derselben Stelle, immer über mir: Sie sind von diesen Menschen, lieber Freund.“ Aber in aller demütigen Dankbarkeit schwingt doch auch etwas von dem Wissen um den eigenen Wert und das eigene Wesen mit, so daß er niemals trotz aller Hilfsbedürftigkeit auch nur den leisesten Schatten von Aufdringlichkeit oder unwürdigem Nachlaufen auf sich zieht. Er kennt das Verlangen nach Menschen, ohne daß es zu einer leidenschaftlichen Sehnsucht würde. Selbst zu seiner inniggeliebten kleinen Tochter Ruth treibt ihn nicht irgend eine unbezwingliche Sehnsucht. Er hat Freude, Menschen zu treffen, aber diese Freude ist stets gehalten und zurückhaltend, ist wie von einer Ferne verklärt. Er ist selbstlos und doch nicht ohne den Wunsch, die Menschen zu gewinnen, ihnen zu gefallen. Aber auch dieser Wunsch, zu gefallen, ist wieder nur Äußerung einer fast unbegrenzten Güte. Die zahllosen Briefe, die Rilke geschrieben hat, sind nicht etwa Ausbruch eines persönlichen Mitteilungsdranges — der war sehr gering in ihm —, auch nicht ausschließlich Offenbarung künstlerischer Kräfte und Gestalten, sondern zunächst Eingebungen einer herzlichen Güte, die den Freunden und selbst fremden Menschen dienen und Freude schaffen möchte, ohne sich dessen recht bewußt zu sein.

Vielleicht war dieses völlige Gleichgewicht im Verkehr mit den Menschen, auch den nächsten, bedingt durch die ganz elementare Liebe zur Einsamkeit, zum Alleinsein. Es sind wohl nie schönere Worte über die Tiefen und Weiten, die Seligkeiten und Dunkelheiten des Alleinseins geschrieben worden, als Rilke es getan hat. Wie konnte er die Kostbarkeit einsamer Abende schildern und mit welcher genießerischer Nachfreude beschreibt er, „was ein vollkommenes Alleinsein, Unbeobachtet-, Ungesehen-, Unsichtbarsein für ihn ist. Drei Tage in Neapel ging ich damit wie mit einem Kleinod um in all der herrlich fremden Welt.“ Die Einsamkeit ist ihm aber nicht nur Genußmittel feinsten Art, sondern auch unbedingt notwendige Arbeitsbedingung. Sie ist der tiefe Brunnen, aus dem sein Schaffen und Dichten quillt. Seine „Einsamkeit hat ihm beigeistanden, die ganz dicht gemacht war, wie eine Dunkelkammer zum Entwickeln.“ Auch dieser dunkle und reiche Brunnen ist ihm wohl schon in der einsamen Kindheit erschlossen worden: „So richtig gelebt habe ich doch auf der kleinen Kirchhofsecke im Anstaltsgarten, wo ich vor den Altersgleichen sicher war.“

Aus der völligen Ausgeglichenheit eines einsamen und die Einsamkeit liebenden und doch den Menschen und Dingen mit unendlicher Zärtlichkeit hingebenden Herzens quillt ihm nicht nur sein Schaffen, sondern auch sein Schauen, jener seltsame Tiefblick, der bis hinter das Wesen der Dinge und Menschen schaut. Wie ist diesem einsam Sinnierenden das tiefste Wesen der großen Stadt Paris aufgegangen, einer Stadt, „die sehr groß ist und bis an den Rand voll Traurigkeit“. Wie hat er eine von lieber Hand erhaltene und sorgfältig aufbewahrte Rose in den letzten, schon vergehenden Resten ihres Blühens verstanden! Wie hat er die Rosen überhaupt verstanden und den Wind und das Wetter und das Meer und das „Menuett des Raumes“ und die lebendigen Wasser und die ihnen gleichenden Treppen auf den römischen Plätzen! Wie dringt sein Blick selbst in legtmögliche Bedeutungen vor, wenn er die liturgische Ankleidungszeremonie eines Bischofs deutet, der am Tage von Mariä Himmelfahrt „Kleider und Chorchemden wechselte, als ob er das richtige nicht finden könnte, mit dem er Marien eine Freude machen würde bei ihrer Himmelfahrt“. Auch der Humor und selbst eine leise Spur von liebenswürdiger Bosheit — etwa wenn er Ellen Key schildert — vermag in dieser zwar lang verschüchterten, aber doch unzerstörbar sicher in eigener Welt ruhenden Seele aufzublühen, ja auch eine starke Kraft zu höchst ernster und energischer Kritik an Menschen.

Die allgemein gültigen Erkenntnisse Rilkes sind, wie gesagt, unmittelbare Ausströmungen persönlichen Wesens und persönlicher Beziehungen, aber darum nicht minder groß und tief und notwendig — wenn wir vielleicht absehen von seinen rein ästhetischen Bilderbetrachtungen, die doch zuweilen allzu sehr aufgehen in einem stark formalistischen *l'art pour l'art*. So sind ihm die Malereien Cézannes im wesentlichen eine Begebenheit zwischen den Farben und haben nur einen schwachen Bezug zu dem menschlich Ergreifenden und menschlich Wichtigen des Malers selbst. Dagegen ist seine Art, die Rodinsche Kunst zu sehen, stark und unmittelbar bestimmt von dem Menschen Rodin und seinem eigenen, so überaus tief wurzelnden und einflußreichen, wenn auch nicht in allemweg segensreichen Verhältnis zu diesem Menschen, der jahrelang allzu beherrschend und ausschließlich seinen innern Horizont verstellt hat. Ganz groß aber und so weitreichend, wie alle Wirklichkeit nur reichen kann, werden die Erkenntnisse Rilkes, die auf das Wesen des künstlerischen Schaffens, auf das Wesen der menschlichen Beziehungen, auf das Wesen des Göttlichen selbst hindeuten.

An Rodin hat Rilke gelernt, wie sehr das künstlerische Werk ein Produkt der Arbeit und der Geduld ist. Mit viel Herzeleid ob der eigenen Unfähigkeit zu geduldiger Arbeit hat er Rodin beobachtet, und vielleicht lag in diesem faszinierten Staunen über den großen Arbeiter ein Grund für die gewaltige, fesselnde Kraft, die er von Rodin ausgehen spürte. Aber ganz konnte ihm das übermächtige Beispiel Rodins das Zutrauen zu den eigenen Quellen und Methoden, die so ganz anders waren, doch nicht rauben: zu den tief verschwiegenen Brunnen des Unbewußten, zu der Stille eines anscheinenden Nichtstuns: „Ich habe mich sooft gefragt, ob nicht gerade die Tage, da wir gezwungen sind, müßig zu sein, diejenigen sind, die wir in tiefster Tätigkeit verbringen? Ob nicht unser Handeln selbst, wenn es später kommt, nur der letzte Nachklang

einer großen Bewegung ist, die in untätigen Tagen in uns geschieht? Jedenfalls ist es sehr wichtig, mit Vertrauen müßig zu sein, mit Hingabe, womöglich mit Freude; die Tage, da auch unsere Hände sich nicht rühren, sind so ungewöhnlich still, daß es kaum möglich ist, sie zu erleben, ohne vieles zu hören.“ Diese Stille, in der sein eigenes Werk strömte und keimte, mußte so groß sein, daß sie auch nicht durch das eigene Hinschauen des Künstlers gestört werden durfte. Er wußte das und hatte eine unüberwindliche Scheu vor jeder Reflexion über sein Schaffen wie über sein Werk. Die Reflexion anderer, besonders der Kritiker, auch der wohlwollendsten, war ihm so störend, daß er grundsätzlich und tatsächlich keine gedruckten Rezensionen über seine Bücher zu lesen vermochte. Es war nur eine entzückende Maskierung seines Sträubens, wenn er gelegentlich dieses Nichtlesen damit rechtfertigte, daß die Rezensionen wie Briefe an das große Publikum sind, also nicht für den Künstler bestimmt und darum auch diskreterweise von ihm nicht zu lesen sind. In Wirklichkeit waren ihm alle Betrachtungen über sein Werk nur eine Störung seiner Stille: „Ich muß mit meiner Arbeit allein sein und habe so wenig das Bedürfnis, andere von ihr reden zu hören, wie etwa einer wünschte, die Urteile anderer über die Frau, die er liebt, gedruckt zu sehen und zu sammeln.“ Auch das eigene Hinschauen auf das werdende Werk war ihm schon eine Trübung der keimenden Stille. Das konnte auch nicht anders sein; denn der Künstler war ihm wesentlich „der gehorchende, der geduldige, der auf langsame Entwicklung eingestellte Mensch“, der mit Umsturz und Revolution und Gewalttat nichts zu tun und davon nichts zu erwarten hat.

Die letzten Gründe des Menschlichen sah und suchte Rilke in jenen stillen und ernsten Tiefen, wo das Sittliche und Geistige, ja, wo das Göttliche seinen Sitz hat, also weit unter den Schichten irgend eines oberflächlichen Glückes: „Haben Sie je gesehen, daß die Menschen, wo sie sich nach der Seite der Lust, der Erleichterung, des Genießens hin gehen ließen oder betätigten, zu angenehmen Resultaten kamen? Weder die Stiergefächte, noch die Lingeltangel, noch sonstige Vergnügungsinstitute, vom Ball-Lokal bis zum Biergarten auf und ab, sind schön oder erfreulich oder sind es je gewesen. . . . Daraus folgt nicht, daß das Leiden richtiger wäre als das Glück und die Hingabe und Aussprache und Einräumung desselben; nur: bis jetzt hat die Menschheit noch nicht diese Tiefe, diese Inständigkeit, diese Notwendigkeit im Seligen erreicht, die ihr im Leiden schon zugänglich geworden ist.“ Die Beziehungen der Menschen untereinander sind ihm dort am geheimnisvollsten und fruchtbarsten, wo sie zur helfenden Güte werden: „Was ist außergewöhnlicher, als jemand beistehen zu können?“ Aber dieses Beistehen kommt nicht aus äußerer Geschäftigkeit, auch nicht aus schwächlichem Mitleid, sondern aus einer ganz objektiv gewordenen Liebe, die schon etwas Gottähnliches an sich hat. „Hinter dieser Hingabe beginnt, mit Kleinem zunächst, die Heiligkeit; das einfache Leben einer Liebe, die bestanden hat, die, ohne sich dessen je zu rühmen, zu allem tritt, unbegleitet, unauffällig, wortlos.“ Die tiefsten Ahnungen und darum auch die letzten entscheidenden Haltungen dieser feinen und trotz aller Schwächen so starken Seele sind doch eigentlich religiös. Religiös im Sinn eines demütig dienenden Hingegebenseins an Gottes Gedanken: „Ich bin in allem auf das Abwarten eingestellt, . . . Die tägliche Arbeit, blindlings getan, willig, unter

lauter Geduld . . . ist die einzige Art Vorsorge, die nicht in Gottes Rechte eingreift: der uns Tag nach Tag hält, Nacht um Nacht, damit wir diese Blätter beschrieben, ohne eine Lücke zu lassen und ohne uns um die zu kümmern, die er noch in Händen hat.“ Religion ist ihm also nichts anderes, als williges und ganz reines Empfangen und Geschehenlassen vor Gott, ist ihm Gebet: „Wußte ich denn nicht schon seit Rußland mit so großer Überzeugung, daß das Gebet und seine Zeit und seine ehrfürchtig und unverkürzt weitergegebene Gebärde die Bedingung Gottes war und seiner Wiederkehr zu dem und jenem, der es kaum erwartete und nur niederkniete und aufstand und plötzlich voll war bis an den Rand? . . . So will ich niederknien und aufstehen, täglich, allein in meiner Stube, und will heilighalten, was mir darin widerfuhr: auch das Nichtgekommensein, auch die Enttäuschung, auch die Verlassenheit.“

Der dritte Mensch, der Briefe schreibt, ist ein Doppelmensch: Hugo Ball — Emmy Hennings. Es sind schon zwei Menschen, diese beiden; denn sie leben von ihrer Zweifelheit, sie kreisen umeinander, wie die beiden Partner eines Doppelternes. Aber sie sind doch schließlich nur ein einziges Wesen, sonst könnten ihre Briefe nicht so völlig gleichartig sein, so ganz gleich in ihrer Freude und in ihrem Kummer, in ihrem Sentiment und in ihrer Naivität, in ihrem Glauben, wie in ihrer Liebe. Sie können miteinander zanken und einander ein böses Gesicht machen, aber in den bösen Augen, die sie einander machen, verrät sich unauslöschlich die Schalkhaftigkeit und die Zärtlichkeit ihrer Liebe. Sie spielen miteinander, wie Kinder, zuweilen auch das Bösesein. Ja, wie Kinder! Das ist die besondere Eigenartigkeit dieser Briefschreiber: sie sind große, kleine, harmlose und doch entzückende Kinder. Sie sind weit entfernt von der gemessenen Ernsthaftigkeit Rilkes, aber auch von dem Lachen und Plaudern Max Dauthendens; der ist ein lustiger Mann, aber in aller Lustigkeit bewahrt er eine gewisse Würde. Doch Hugo Ball und seine Emmy sind richtige mutwillige Kinder. Da fällt uns ein, daß Hugo Ball einige kurze Zeit lang den Dadaismus erfunden und gefördert hat, die Rückkehr der Kunst zu kindlichen Ausdrucksformen. Das war doch wohl bloß gemachte Kindlichkeit, in seinen Briefen aber ist echte Kindlichkeit. Sie steckt in ihm und wird immer neu aufgeweckt von dem andern Kind, das ein gütiger Gott ihm an die Seite gegeben, und von der Liebe zu diesem andern Kind. Und lieb hatten sich diese zwei Kinder, das muß man sagen, mit einer Liebe, die wunderbare Worte findet: „Du bist überaus geliebt, mein kleiner Engel, und Dir gehört der letzte singende Blutstropfen, den Steffgen zu geben hat.“ Es sind aber nicht bloß Worte, sie kommen aus dem tiefen wunderbaren Wissen, daß die Liebe vom Glück des andern lebt: „Was wäre alles, wenn es Dich nicht freut. Das Glück des andern ist's, das glücklich macht. Sehr glücklich bin ich zu Dir, weil Du mich glücklich machst.“

Darum ist es auch eine tatenreiche und werktätige Liebe, die zu der geliebten Seele auch in Armut und Not steht, die bis in die kleinste Sorge des Alltags heruntersteigt, in die Sorge um die zugige Bühne und um die nicht gut schließenden Fenster der Garderobe, gegen welche zwei Gefahren man den grauen Sweater und das dicke Nachthemd mitnehmen muß, „daß man sich nur nicht erkältet“. Der beste Liebesbeweis freilich liegt nicht in dieser mütterlichen Für-

sorge, sondern in der Kraft des gegenseitigen Ertragens. Diese beiden Menschen sind gewiß nicht blind für ihre Schwächen, sie sind auch in ihrer Aussprache vollkommen wahr gegeneinander und können sehr kritisch tun; aber alle Kritik ist wie in Zärtlichkeit gehüllt. Die Kritik, die diese beiden leidbeladenen und doch kindlich frohen Menschen üben, hat immer etwas menschlich Schönes, besonders in Emmy. Es ist beinahe hübsch, sie erzürnt zu sehen; ihr Zorn hat etwas so Lebendiges und Erfrischendes, er ist wie der brummelnde Unwille einer kleinen emsigen Biene; der man verwehrt, ihrer Arbeit und ihrem Tagewerk nachzugehen und die gleich wieder versöhnt ist, wenn man sie losläßt. Es ist auch in ihrem Weinen und Traurigsein irgendwo ein letztes Lächeln, das gerade in diesem Versteck ergreifend wirkt. Alle Wahrhaftigkeit, die diese beiden Menschen gegeneinander üben, ist von einer siegreichen Treue getragen und einem vollkommenen Wissen um ihre Treue. Sie wissen „um ihre Unüberwindlichkeit“, um „die Unzerbrechlichkeit ihres Kinderherzens“, und man kann es ihnen wirklich zutrauen, wenn sie glauben: „Wir werden miteinander über Wellen gehen.“ Darum sind sie auch von rührender Dankbarkeit füreinander: „Du hältst auch mich rabiaten Menschen zusammen“, und „jedes Wort, das Du schreibst, ist ein Geschenk“. Aus der Dankbarkeit kommt auch ganz echt und aufrichtig der heilig süße Streit, mit dem sie einander alles Verdienst zuzuschreiben suchen: „Ach Du, Liebster, wünschst mir telegrafisch Glück, das ist so süß und rührend und so wundervoll, daß ich's gar nicht sagen kann, und meine Worte sind nur der matteste Abglanz meiner Empfindung, und das Wort ‚Danke‘ ist zu schwach. ... Denn, Liebling, es ist doch so, und keine Übertreibung, wenn ich sage, daß doch das Buch fertig wurde durch Dich. ... Also verdanke ich Dir alles, und es wäre mehr angebracht, wenn ich Dir Glück wünsche zu Deiner Energie, die Du auch auf mich überträgst. ... Du mußt sehr viel Energie haben, sonst könntest Du Dich nicht auch noch neben Deiner eigenen wichtigen Arbeit so viel um mich kümmern, an allem teilnehmen. So liegt die Sache und so ist's wahr ... Um Dir das zu vergelten, muß schon eine höhere Macht mir behilflich sein; denn aus mir kann ich nichts, gar nichts. ...“ Und er hinwiederum schreibt ihr: „Ach, mein Emmylein, zu wieviel hast Du mir Mut gesungen, ich habe früher nie gewußt, daß es das gibt. ...“

Darum ist ihr Lächeln, ob es sich hinter Tränen versteckt oder Mutwillen treibt, immer gar süß und scharmant, es wird nirgends laut und geräuschvoll, es behält seine feine Stille und ist doch übermütig. Wenn diese beiden Menschen einander loben — und sie übersehen keinen Anlaß, einander auch Lobendes zu sagen —, dann ist dieses Lob nicht etwa ein dick aufgetragener Hymnus, sondern ist, wie wenn Knaben miteinander lachen ob eines gelungenen Streiches, es ist wie eine spitzbübische Freude, die sie miteinander haben. Gerade wie auch ihre gegenseitige Kritik voll von heimlichen Liebkosungen ist und vor allem voll von einer rührenden Schonung, während sie doch sonst an andern Menschen gar wohl auch schonungslose Kritik üben können; man lese nur die vernichtenden Worte, die Hugo Ball nach seinem ersten Zusammentreffen mit Scheler geschrieben hat, über den furchtbaren Eindruck, den dieser Mann auf ihn gemacht, und dann die Bitterkeiten, denen die arme Emmy Ausdruck verleihen mußte, als sie sehen zu müssen glaubte, wie man auch auf katholischer

Seite ihrem Mann jede gerechte und wohlwollende Würdigung und Anerkennung versagte und zu gleicher Zeit ihn, den Kranken, abgeschafften Menschen, mit Arbeitsforderungen ausnützte.

Man sieht an diesen beiden Menschen wieder, daß alle Äußerungen echter Menschlichkeit, ob sie Liebe oder Zorn, Lust oder Leid sind, etwas Reizvolles, Großartiges und Liebenswürdiges haben, und ferner sieht man, daß alle Äußerlichkeit, die einen Menschen umgibt, von ihm gestaltet, verklärt oder auch erniedrigt werden kann, je nachdem sein eigenes Wesen beschaffen ist. Diese beiden guten, treuen Kameraden hatten ein Leben lang mit unaufhörlicher Not und bitterster Armut zu ringen; es ist erschütternd zu sehen, wie so liebe Menschen um jeden Bissen froh sein mußten, den sie nach langen Hunger- und Angstperioden doch immer wieder bekamen. Gerade sie hätten doch Sorglosigkeit gebraucht und hätten vom irdischen Mammon wirklich nur den allerbesten Gebrauch gemacht. Aber auch in ihrer Not ums tägliche Brot ver-schwindet das schalkhafte Lächeln nicht von ihrem Angesicht. Sie lebten wirklich „sehr glücklich und arm“. Wie zwei kleine, verstoßene Spitzbuben freuen sie sich über eine zwar winzig kleine, aber unversehrt zugefallene Beute, und wenn sie gar einige Fränkli auf einmal bekommen haben, dann spielen sie sich selbst großartige Krösus-Gefühle vor: „Vielgeliebtes Steffgen, ich bin ganz bestürzt vor Erstaunen. Oh, eine so Riesengeldsendung! Vierzig Franken! Grundgütiger Gott ... Hugo, so viel Geld. Ich fühl mich ganz schwach vor Vergnügen. Sehr sparsam werde ich sein. Wenn man so viel Geld hat, gibt man es nicht aus, und wenn man keins hat, möchte man es ausgeben, weil man's nötig hätte. Das Geld verheert den Menschen, das ist mir klar. Beim Schlächter hab ich ein Zweifrankstück auf den Marmortisch geworfen, als wenn's nichts wär. So als wenn ich's von Jugend auf gewohnt wär. Ganz gleichgültig, aber doch so, daß es klirrt. Mit Geld in den Jackentaschen klimpernd, nach Brissago zu gehen und dabei immer die Isola Bella vor sich zu haben, das ist zu schön. Es ist doch eine angenehme Macht, das Geld. Wenn's nur nicht so schwer wäre, die Macht zu erwerben.“

Dieser sonnige Humor ist nicht etwa äußerlich angezwungen, sondern kommt aus einer tiefuntersten Sonnigkeit der Seele und aus einem unverbürglichen Glauben, der in diesen beiden Menschen schon lebte, bevor sie katholisch wurden und als noch die Hoffnung ihrer jungen Liebe verklärend in die Zukunft ging: „Ach, Hugo, das Leben ist schön wie ein Jubilate, ... ein einzigartig Jubilate wird unser Leben sein, auch wenn wir es manchmal leise sagen. Es ist eine Sage, die wir leben. Ich hab Dich so lieb und werde daran vergehen.“ Und als zwar nicht Emmy, wohl aber Hugo wirklich am Vergehen war, wenige Tage vor seinem Sterben, da schrieb sie ihm: „Wir sind Kinder, wir glauben. Wir sind Kinder und der Vater über den Sternen ist gut.“

In diesem Briefwechsel findet sich kaum irgend welche Theorie und Philosophie, obgleich doch Hugo Ball sehr zu einem sogar schroffen und einseitigen Philosophieren angelegt war. Wenn sie beieinander waren oder einander schrieben, waren sie eben nur Menschen, aber gerade dann kamen die letzten Quellgründe ihres Menschseins zum Vorschein, die Gründe, die jenseits aller Philosophie und aller Theorie liegen. Es ist erstaunlich, bis zu welchen Tiefen wir da hineinschauen können in beinahe schon metaphysische Weiten, aus denen

sie beide mit ihrem echtesten Wesen stammten. Die Ethik dieser zwei Menschen ist in ihrem Grund bestimmt von einem Gefühl für die ungeheure Tragik, die unser Dasein umgibt: „Wir sind wie die Tropfen, die von einer Kerze fallen beim Totenamt.“ Zugleich ist ihre sittliche Haltung voll des Sonnenscheins einer entschlossenen und tapferen Güte. Anschließend an ein Erlebnis, wie einmal ein armes Rehlein in die Lichter eines Autos gerannt und überfahren worden war, schreibt Emmy: „Ich dachte, das Reh hätte das Scheinwerferlicht vom Auto für einen Stern angesehen und sei hineingehuscht. Wer weiß, was unser Licht in Wirklichkeit ist, jenes Licht, in das wir hineinstürzen. Wir tun, wie wir müssen, wir können nicht anders. Wir sind unbedingt. Wir wollen guten Willens sein, wie der Engel der Verkündigung uns empfohlen hat.“ Wenn hier noch eine Spur von heidnischem Schicksalsglauben zu bemerken ist, dann hat sich Hugo und mit ihm natürlich auch seine Emmy nach der Konversion zu einer christlichen Tragik durchgeläutert. An Hermann Hesse schreibt er: „Alles darf es geben und alles wollen wir gerne annehmen, nur ‚sinnlos‘ dürfen die Dinge nicht werden. Dieses eine nicht. Es scheint mir der letzte Sinn unserer Bemühungen, am Kreuze zu hängen und demütiger Schächer zu sein.“ Diese demütige Schächerliebe trugen sie für einander im Herzen: „Du hast mir den blauen Himmel geschenkt und den hellen Blumensee und Dich selbst. Und ich schenke Dir alle meine Unruhe und meine üble ‚Steffgenialität‘, die mich besessen hält und alle meine schlimme Ungeduld, die mich zuschanden macht und alle meine Waghalsigkeit, die mich vielleicht verderben kann. Daß Du zärtlich mich beschwichtigt und mir ein wenig Ruhe gibst und viel Liebe, die allein mich retten kann — das soll unser kleines Bündnis sein. Du wirst mich gütig und immer reiner zu meiner Kindheit führen, und ich will nichts sein als dein gelehriges Steffgen, das sehr aufpaßt auf jedes kleinste Wort, das Du ihm schenkst. Ich freue mich mit Deinem Erfolg, wie mit einem zierlichen, kleinen Ereignis, das wir zusammen veranlaßt haben. Gute und schöne Ereignisse zusammen veranlassen — ist das nicht ein Ziel, für das sich zu leben lohnt? Sag, mein Puffy?“ An dieser demütigen Liebe ist ihnen auch das Geheimnis aller wahren Menschenliebe aufgegangen: „Am besten lernt man die Menschen kennen, wenn man sie liebt und sie nur ansieht und sich freut. Sehen ist wohl lieben und belassen und lassen können. Immer wie im Abschied.“

Wenn so reiche und reine, tiefe und aufrichtige Menschen Briefe schreiben und gar aneinander — Liebesbriefe im einzigartigen Sinn —, dann feiert das Menschliche, das wunderbar Menschliche eine wahrhafte Auferstehung und wird zu einer Offenbarung, wie viel im Menschen sein kann an Schönheit und Güte. Und wenn eine gute Fügung uns gestattet, diese Briefe zu lesen, dann wird uns zumute, als seien sie alle, obgleich im tiefsten Vertrauen an einen einzigen Menschen geschrieben, doch an uns alle gerichtet, nicht aus einer Absicht der Schreibenden, sondern aus einer geheimen göttlichen Führung, die uns immer wieder trösten will und im Glauben stärken, im Glauben an den Menschen und also auch an Gott, der den Menschen geschaffen und geliebt hat. Man braucht schließlich nur ein paar ganz echte und rechte Menschen zu sehen, um Gott, ihren Schöpfer und Erlöser, preisen zu können.